



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

T a g e b u c h.

I.

Aus Berlin.

1.

Die religiösen Angelegenheiten. — Die Sache der Schutzzölle. — Der Verein für Auswanderer. — Das kaufmännische Schiedsgericht. — Corso. — Charlotten von Hagen's Briefe über Wien.

Während das Ministerium des Innern mit Rücksichtslosigkeit gegen die öffentliche Meinung zu Werke geht, wie der Fall mit Tschstein und Hecker aller Welt es beweist, scheint man im Ministerium der geistlichen u. s. w. Angelegenheiten in Bezug auf die religiösen Wirren entschlossen, einen neuen Weg einzuschlagen und der Volksbewegung so viel Freiheit zu lassen, als nur immer möglich sein wird, ohne die Staatsregierung zu compromittiren. Man überzeugt sich immer mehr, daß man mit den herkömmlichen Methoden nicht ausreicht, daß das wirkliche Leben die Theorien, denen die Staatsmänner zu folgen pflegen, jeden Augenblick durch seine Entwicklung Lügen straft. Man gesteht ein, daß z. B. die letzte Rötze-ner Versammlung eine Thatfache ist, welche lehre, daß man durch Eingreifen und Hemmungsversuche Del in's Feuer gegossen und die Lage der Regierung schwieriger gemacht habe, man glaubt, daß man durch beschränkende Maaßregeln gegen die Neukatholiken der römischen Kirche in die Hände arbeiten würde, indem man den allmäligen Uebergang der neukatholischen Gemeinden in den evangelischen Gemeindeverband, einen Uebergang, der bei ungestörter Entwicklung dieser Sache allerdings als in Aussicht stehend betrachtet werden kann, erschweren oder ganz verhindern würde. In diesem Punkte unterscheidet sich also die Stellung der preussischen Regierung von der sächsischen, indem diese den Neukatholiken allen möglichen Zwang auferlegt, ihre Schriftsteller sogar nöthigen will, mit Censur der römisch-katholischen Behörde zu schreiben. Namentlich scheint die preussische Regierung entschlossen, die Mitbenutzung evangelischer Kirchen, wenn die betreffenden evangelischen Gemeinden dieselbe bewilligen, den Neukatholiken nicht zu verwehren, ihnen also auf diese Weise ein öffentliches Gemeinde-dasein zu verstatten.

Daß die hiesigen Staatsmänner, in der abstracten Theorie des freien Handels ergraut, von dieser Theorie nicht lassen können, ist klar. Einige derselben sind wenigstens so weit gebracht, daß sie es als Bedürfniß anerkennen, einige Ausnahmen zu machen. Jedenfalls ist zu erwarten, daß man eine Erhöhung von Zöllen so niedrig als möglich halten werde. Die Bevorwortung einer Erhöhung des Linzenzolles steht in Aussicht; auch wohl für das Baumwollengarn dürfen Hoffnungen in dieser Beziehung gehegt werden. Wenigstens hat es den Anschein, als werde man sich der Ueberzeugung anschließen, daß Erhöhung von Zöllen ohne Gewährung von sogenannten Rückzöllen eher verderblich wirken würde. So läßt sich denn für die bevorstehende Karlsruher Conferenz immer schon Einiges zu Gunsten unserer so sehr gefährdeten Industrie hoffen. Das Beste ist, daß der bisherige starre Widerstand Preußens gegen alle Verwahrungsmaassregeln endlich wirklich erschüttert ist.

Bekanntlich haben Prinz Carl von Preußen und der Fürst von Schönburg-Waldenburg eine Commission von drei Personen nach der Mosquitoküste gesandt, um das dortige Terrain hinsichtlich seiner Tauglichkeit zu Ansiedelungen zu untersuchen. Die drei Beauftragten haben jetzt nach ihrer Rückkehr einen überaus glänzend ausgestatteten „Bericht über die im Auftrage Sr. Hoheit des Prinzen Carl und Sr. Durchlaucht des Fürsten Schönburg-Waldenburg bewirkte Untersuchung einiger Theile des Mosquitolandes,“ hier bei Duncker herausgegeben und versucht, in diesem Berichte die Tauglichkeit der Mosquitoküste für den beabsichtigten Zweck ebenso glänzend zu schildern, als das Buch ausgestattet ist. Nun hat sich sogleich hier ein Verein constituirt, um der Angelegenheit eine solche Wendung zu geben, daß außer dem unumgänglichen pecuniären Interesse auch das handelspolitische und vorzüglich das philanthropische seine Wahrnehmung finde. Zu den eifrigsten der Unternehmer gehörten der Geheime Rath Lette, der Oberbergrath Böcking u. a. Am 20. Mai fand im englischen Hause eine Sitzung Statt, in welcher beschlossen wurde, von der Frage über die Localität der zukünftigen Ansiedlung noch abzusehen und die Entscheidung derselben der nach Bildung des Vereins durch Actienzeichnung einzuberufenden Generalversammlung zu überlassen; vorläufig aber, damit man dieser Versammlung gleich Materialien zur Berathung bieten könne, vier Comités zu ernennen, von denen das eine sich mit den Grundlagen für die Organisation des Vereins und mit den Mitteln, Theilnahme für denselben zu erwecken, so wie mit der Frage, inwiefern mit der preussischen Regierung in Unterhandlung zu treten sein möchte; das zweite mit Einsammlung von Nachrichten und mit Untersuchungen über Umfang, Ursachen u. s. w. der Auswanderung; das dritte und vierte mit Sammlung und Ordnung der bereits vorhandenen Nachrichten einerseits über die Mosquitoküste, andererseits über

Brasilien und Montevideo beschäftigen sollen. Die Anwesenden theiligten sich vorläufig durch Zeichnung eines Geldbeitrags. Statuten, auf Grund der von dem Kölner (ursprünglich Düsseldorf) Vereine entworfenen ausgearbeitet, wurden vorgelesen und von den Anwesenden gebilligt. Eine der wichtigsten Bestimmungen ist die des §. 4: „Es soll als leitender Grundsatz gelten, daß keinerlei Beschränkung durch Obereigenthum des verliehenen Bodens oder andere Beziehungen, welche nicht in den ausgesprochenen allgemeinen Zwecken (die zur Auswanderung Geneigten möglichst zu belehren, ihre Ueberfahrt zu sichern und zu erleichtern, selbstständige, freie Gemeinden, soviel als thunlich, an den Küsten unter dem Schutze festbegründeter Staaten nach festen Verträgen mit denselben zu bilden, und ihren Genossen eine möglichst selbstständige Existenz mit der Aussicht auf Hebung ihres Wohlstandes zu verschaffen, dem Vaterlande aber die Verbindung mit ihnen zu erhalten, und neue Handelsanschlüsse mit diesen Niederlassungen, sowie mit den Ländern, denen sie angehören, anzuknüpfen) begründet sind, eintrete und kein wucherlicher Gewinn aus dem Anlagecapital gezogen werde.“ — Dieser Verein ist gewiß der allgemeinen Aufmerksamkeit werth. Man hat vorläufig das Anlagecapital, welches durch Actien zusammenzubringen ist, auf zwei hundert tausend Thlr. festgesetzt.

Das Ereigniß der kaufmännischen Schiedsgerichte hat Wöniger in der Vossischen Zeitung geschildert. Die Aeltesten der Kaufmannschaft haben ein wenig Regierung spielen wollen. Es ist merkwürdig, wie bei uns Alles von dem bürokratischen Sinn angesteckt ist. Den Herrn Wöniger hat man aus der Versammlung weggewiesen, und er hat die Gelegenheit benutzt, sich bedeutend wichtig zu machen und an den Aeltesten Gärtner Fragen, nach dem Muster der bekannten Kongo'schen an den Bischof Arnolbi, zu richten, wie ebenfalls in der Vossischen Zeitung (folgende Nummer) zu lesen ist.

Der sogenannte Corso hat bisher jeden Mittwoch und Sonnabend Statt gefunden, ein bunter Zug von Equipagen und Miethswagen, Droschken, elenden Karetten, alles durch einander, Hof, Adel, reiche und gepukte Geldleute, Bürger u. s. w. auf dem Hofjägerwege und einem Stück der Charlottenburger Chaussee bis zum Chausseehause, in vier Wagenreihen, bei einem aufgestellten Musikchore, buntes Gemisch von Zuschauern, natürlich nicht, ohne nach Berliner Art viele Wiße zu reißen. Die Hauptrolle dabei spielen die berittenen Gensdarmen und Polizisten, die mit ungeheurer Emsigkeit hin- und herreiten, jagen, Ordnung machen, schreien. Nichts ohne Polizei. Komisch, wie Berlin eine Menagerie, eine Musterkarte von allem möglichen Alten und Neuen, Nord- und Südländischen darbietet, Bauunternehmungen in allen Stylen (jetzt auch eine neue Kirche auf dem ehemaligen Köpfniker Felde in Basilikenform), russische Eisberge, südländische Corsofahrten, antikes und romantisches Theater u. s. w.

Die Briefe, welche Charlotte von Hagen aus Wien an ihre hiesigen Freunde geschrieben, haben einige Sensation gemacht. Die Hagen hat dort nicht angesprochen — was ihr aber bei dem antipodischen Geiste zwischen unserer und der österreichischen Residenz hier sehr nützen kann, wenn sie es geschickt anzufangen weiß. Dies scheint auch die geistreiche und gewandte Actrice zu wissen. Sie ist voll piquanter Moquieren über die Oesterreicher und erzählt unter Andern, daß in dem Stücke „Er geht auf's Land“ (wo der berühmte, von ihr geschaffene Mucker-Knix spurlos vorüberging — wie unerhört!) alle persiflirnde Tendenz wegfallen mußte, und der junge Herr darf natürlicher Weise nicht Kirchenvorsteher werden. Das jubelnde Entzücken der bigotten Familie wird in Wien durch die Nachricht herbeigeführt, daß er Vorsteher des Vereins gegen Thierquälerei geworden ist. — Nun, bei den kirchlichen Verhältnissen Oesterreichs finden wir das wenigstens natürlich. Unnatürlich aber erscheint eine andere Censuränderung, von der die Hagen erzählt, und zwar in den „Jägern“ von Iffland. Der peinliche Gewissensscrupel der Oberförsterin in Bezug auf die verschiedene Religion der Liebenden, welcher die ängstliche Frau zur Verweigerung ihrer Einwilligung treibt, ist in Wien dahin abgeändert, daß Rieckhens Vater (nach der Wiener Bearbeitung) im Zuchthause starb und die Mutter noch im Arbeitshause sitzt! — Wie man so mit den edelsten Tendenzen eines Dichters umspringen kann, ist unbegreiflich. Ja, hätten die Stellen, in denen Iffland Toleranz und Veröhnung predigt, auch nur das leiseste verfängliche oder beleidigende Wort! Aber im Gegentheile, dieser Gewissensscrupel der Oberförsterin und ihre endliche Einwilligung ist in einem so verföhnenden, gemüthvorwaltenden Tone gehalten, daß man in Wien diese Stellen, wenn sie nicht geschrieben wären, herbei wünschen sollte. Statt dessen streicht man so Vortreffliches, Menschliches, Staatskluges! — Uebrigens hat die Hagen in letzterer Zeit ein Geschenk erhalten, das sie vielleicht für ihr Wiener Mißgeschick tröstet. Aug. Wilhelm Schlegel hat ihr in seinem Testamente eine kostbare Brillantnadel vermacht, welche aus einem großen, sehr werthvollen Solitär und zwölf kleinen Brillanten besteht. Der Erblasser nennt die Hagen eine Dame, „die ihm immer sehr werth gewesen.“ —

W.

2.

Der letzte Corso. — Die babylonische Iba. — Der liebe Pöbel. — Gensdarmenriethaten. — Krebs.

Am letzten Mai fand im Thiergarten zwischen dem Stern und dem Hofsäger, unsern des zoologischen Gartens, die letzte diesjährige Corsofahrt statt. Das Wetter gar günstig, und daher die Promenade zu Ross, zu Wagen und zu Fuß reich belebt. Leider waren diesmal keine Musikhöre dabei thätig, was sehr nothwendig in Berlin ist, da

Grenzböten 1845. II.

69

sonst alles so still läuft, wie im stummen Reich der Fische. Hätte nicht dann und wann ein liberaler Hengst sich die Freiheit genommen, sorglos die grüne Natur, oder eine schöne Stute anzuwiehern, — man wäre auf den Gedanken gekommen, Berlin werde von Taubstummen bewohnt. Dieser Musikmangel, den wir doch nicht in einem Cassenmangel der hohen Corso-Association suchen dürfen, gab dem letzten Corso eine Färbung von Abschiedswehmuth, deren langweilige Schwüle nur ein Weniges durch die Kühnheit unserer Gamin's, die sich mit Todesverachtung, in Abwesenheit der Gensdarmmerie, zwischen Pferde und Räder stürzten, um die herabfallenden Blumen und Confetti aufzusammeln, unterbrochen wurde. Da man in vier geschlossenen Reihen neben einander fuhr und ritt, so bewies unsere hochherzige Gamin'dise bei dieser Blumen- und Confettilese um so mehr Gewandtheit und Courage, als sie außer den Hufen der Pferde und den Rädern der Wagen auch noch die Peitschen der Kutscher zu fürchten und zu berücksichtigen hatte. Die aufgelesenen, freilich etwas versandeten, Blumen verkaufte die tapfere jeunesse de place, die sich von der sogenannten jeunesse dorée wesentlich durch einen gänzlichen Mangel an glacirten Handschuhen de Cadet unterscheidet, ganz naiv an die eleganten Corfoblumenwerfer in den Equipagen, die sie ebenso naiv wieder benutzten; die aufgelesenen Confetti aber fraßen die braven Jungen knirschend auf. Wir haben darüber tief und anhaltend gegrübelt, ob es eine Auszeichnung für die noch immer schöne, geniale und liebenswürdige Gräfin *** sei, daß ihr von Cavalieren in und ohne Uniform so außerordentlich reiche Blumenpenden in den Wagen geworfen wurden, ob es eine Ehre für sie war, daß sie die meisten und gewähltesten Bouquets erhielt? Leider mußten wir uns mit einem bedingten Nein antworten, denn mit tiefem Schmerz gewahrten wir, daß Damen, wie z. B. der belle Frédérique de la cave, belle Frédérique de pot, ja selbst der antiken babylonischen Iba — wenn auch nicht so viele und so schöne, doch auch Bouquets in Masse von denselben ritterbürtigen Händen zugeworfen wurden. Ich höre Sie lächelnd fragen: „Wer ist die babylonische Iba?“ Iona's, wie Sie wissen, ward von einem Wallfisch verschlungen, und nach dreien Tagen wieder ausgespien. Die babylonische Orientalin, unsre Iba, aber ward noch nie von einem Wallfisch, wohl aber dann und wann, wegen zu kühner Liebes- und anderer Abentheuer, vom Polizeiarrest verschlungen, der sie dann auch nach einiger Zeit sehr gebessert wieder von sich gab. Dann geht sie herum, die große Iba von Babylon, und suchet wen sie verschlinge. Diese alttestamentlichen Floskeln träufeln mir von selbst aus der Feder, wenn ich von Iba schreibe, dem orientalischen Veteran unserer Priesterinnen der profanirten Danaë.

Ich sagte eben, daß dieser letzte, auf einen Sonnabend fallende Corso tonlos, still und traurig gewesen, und höre jetzt, ohne es zu glau-

ben, daß der eigentliche Hohe Corsoverein den Sonnabend-Corso nicht gern emancipirt, weil er von der orientalischen Geldaristokratie vorzugsweise stark besucht wird. Wozu also Gratis-Concert am Sonnabend? Weshalb sollte die Geburtsaristokratie der Geldaristokratie umsonst Eins aufspielen lassen, die mit Zigarro singt: „Will einst das Gräfslein ein Tänzchen wagen, mag er's nur sagen, ich spiele ihm auf u. s. w.“ Wie manchem Gräfslein mag schon von seinem Banquier übel auf- und mitgespielt worden sein! — Uebrigens zeichnen sich unsere Banquier-Equipagen von den aristokratischen Equipagen keineswegs vortheilhaft aus; sie sind größtentheils höchst mesquin. Wenn der Wagen gut, selbst elegant ist, so sind die Pferde alt und struppirt; sind die Pferde gut, so taugt der Wagen nichts; wären aber selbst Wagen und Pferde anständig, so ist die Livrée und das Geschirre nicht im Einklang, kurz irgendwo guckt Ungefehmack heraus.

Se. Königl. Hoheit der Prinz von Preußen fuhr wie gewöhnlich selbst in einem einfach eleganten Wagen, neben ihm saß seine Gemahlin, zu unaufhörlichen Grüßen forciert; wenn doch der „liebe Pöbel“ erst begreifen wollte, daß den Hohen Herrschaften nichts langweiliger und lästiger sein kann, als dies ewig dankende Nicken, Beugen, Grüßen. Drollig aber ist's, wenn hinter einem solchen Wagen, der wirklich Hohes von Geblüt enthält, nun ein Wagen mit Hofdamen oder Kämmerlingen kommt, und der „liebe Pöbel“ getäuscht durch die Livrée der Kutscher und Bedienten, die Zose dann eben so ehrfurchtsvoll wie die Herrschaft grüßt. Die Söhne des Prinzen von Preußen führen wieder mit ihren vier niedlichen Ponnie's, gelenkt von kleinen Jockeys in Sommerjacken, auch Ihre Königl. Hoheit die Frau Princess Carl und eine etwa zehnjährige Tochter der in Italien lebenden Prinzess Ulbrecht glauben wir bemerkt zu haben, außerdem aber den Kronprinzen von Württemberg, den Herzog Georg von Mecklenburg, einen Prinzen von Hohenlohe, einen von Bentheim, Fürsten, Grafen, Barone, bloße Von's (Alles in beiderlei Geschlecht) und ordinäre Bürgerliche. Man sah wenig brillante Equipagen, mehr hübsche Pferde und Männer, während es an auffallend schönen, jungen Damen ziemlich gänzlich fehlte; aber interessante sah man genug.

Auf dem Rückwege sahen wir drei bis fünf Stück Gensdarmen in schnellstem Tempo nach dem Orte der Corsofahrten jagen; wir glaubten schon, es sollte Jemand vom Corso nach dem zoologischen Garten oder sonst wohin jenseits des Schaafgrabens verwiesen werden, weil er vielleicht verstoßener Weise eine Cigarre angeraucht; wir glaubten auf die babylonische Iba solle gefahndet werden, um sie mit der königl. preuß. Kriegscorvette Amazone nach Van Diemensland zu schicken, wo ein großer Mangel an erfahrenen Damen sein soll. Wir riethen hin und her, was wohl diese gensdarmische Eile bedeute, — alles vergebens, denn wir riethen immer falsch. Tags darauf erfuhren wir

dann leider die ernsthafte und traurige Veranlassung: — ein achtjähriger Knabe war überfahren und in der Weise verletzt worden, daß er bald darauf verstarb. Wenn man, wie wir, die kühnen Thaten der Jungen, unter denen sich viele sehr wohlgekleidete (wozu auch der Verunglückte gehörte) befanden, auf dem Corso gesehen, so muß man sich freilich wundern, daß nur einer geblieben; aber für die Eltern und Angehörigen mag es immerhin schmerzhaft und höchst traurig sein. Die Gensdarmen ritten also hinaus, um, nachdem das Kind in den Brunnen gefallen, denselben zuzudecken, d. h. die Corsojungenkühnheit zu verbieten. Da sie zu diesem, „in staatsbürgerlicher Hinsicht“ sehr wichtigem Geschäft ventre à terre eilten, ist's ein wahres Glück und ein Wunder, daß sie nicht selbst, die holden Genien unseres bürgerlichen Wohles und Wehes, ein Paar arme Jungen niederge-ritten haben.

Der hiesige Bäckermeister Krebs, der unermüdliche Kämpfe für die Abschaffung lästiger Steuern, fragte und sagte in den hiesigen Zeitungen, ob es nicht wünschenswerth, daß auch geschcidtere und nützlichere Dinge wie der Corso so lebhaften Anklang und so vielseitige Theilnahme fänden. *S* nun! — — — — v. L.

II.

A u s W i e n .

Wiederbelebung des Johanniterordens. — Die Kinder des Erzherzogs Carl. — Der Verfasser der „Aufzeichnungen eines österreichischen Militärs.“ — Der König von Sachsen und der seltsame Wirth. — Aristokratische Schauspieler. — Weibliche Emancipation. — Die Rache eines Regers.

Heute fand in der Kirche des Johanniterordens die Feierlichkeit Statt, wodurch Erzherzog Friedrich (der Contreadmiral) zum Großmeister ernannt wurde. Er hat in die Hände des Kaisers sein Gelübde abgelegt, wozu auch die Entsagung der Ehe gehört, und wird fortan in Venedig, wo bereits vor einiger Zeit ein Ordenshaus angelegt worden, seinen Sitz nehmen. Wer sich der ehemaligen Bestimmung des Maltheserordens erinnert und der Macht gedenkt, die einst demselben zu Gebote stand, wird die Wichtigkeit leicht in Anschlag zu bringen wissen, die die Erwählung des jugendlichen Prinzen, der zugleich, seit Bandiera's Ausscheiden aus der Activität, der oberste Leiter unseres Seewesens ist, unter gewissen Umständen und bei einigem Willen für die maritime Bedeutung und italienische Auctorität Oesterreichs haben kann. Dem Vernehmen nach soll der jüngere Bruder des Admirals, Erzherzog Wilhelm, Coadjutor des Großmeisters vom deutschen Orden werden, mit welcher Würde derzeit der Erzherzog Maximilian von Este betraut ist. Es scheint demnach, als würde diesen beiden Prinzen bei der Unwahrscheinlichkeit einer wohldotirten Heirath auf andere

Weise eine genügende Entschädigung geboten. Die unvermählte Tochter des Erzherzogs Carl ist, wie bekannt, Klostertöchterin in Prag.

Das Buch: „Aus der Kaserne“ macht hier großes Aufsehen und wird viel gelesen. Obschon sehr nachlässig geschrieben und ohne höhere Anschauung bietet es gleichwohl eine interessante Galerie sprechend ähnlicher Bilder aus dem wirklichen Soldatenleben, wie es aber nur Jemand liefern kann, der selbst darin heimisch gewesen. Mit hogarthischem Griffel und dramatischer Lebendigkeit zeichnet er gar frappante Figuren, denen man die Lebensfähigkeit ansieht und von deren Dasein man überzeugt ist, ohne sie einmal im Leben wirklich mit leiblichen Augen erblickt zu haben. Doch darf man zur Ehre der österreichischen Armee allerdings annehmen, daß die Anzahl der geschilderten Charaktere und Figuren seither sehr abgenommen hat, denn es läßt sich nicht verkennen, welch gewaltiger Umschwung sich in den militärischen Angelegenheiten der Monarchie seit ungefähr zwölf bis fünfzehn Jahren geltend gemacht, so daß in den Reihen des Heeres so wie der Beamten und aller übrigen Stände sich recht gut die alte und die neue Zeitschicht finden und nachweisen läßt. Es ist jetzt kein Geheimniß mehr, daß der Verfasser des genannten Werkes ein erst unlängst in Preßburg verstorbenen Artillerieleutnant, Namens Lamplot, ist, der mit glänzenden Hoffnungen seine Laufbahn begann und zuletzt, in Folge mannigfacher Lebenswirren, recht traurig unterging. Anfangs wurde von Seite der Presspolizei sehr strenge gegen das Buch verfahren, und seine Verbreitung auf alle mögliche Weise zu hemmen gesucht. Als dies nicht gelang und das Werk dennoch seinen Leserkreis fand, so soll man jetzt höhern Orts den Entschluß gefaßt haben, der Einfuhr des Buchs kein weiteres Hinderniß entgegen zu setzen, wodurch namentlich die in Betreff des Militärrechnungswesens gemachten Enthüllungen zu entkräften wären. Das Buch: „Aus der Kaserne“ hat, wie zu erwarten stand, seinen Weg in die Kaserne gefunden, und man erzählt von förmlichen Lesegesellschaften, die sich unter den Mannschaften bilden, und welche sich durch kleine Soldabzüge den Genuß dieses Buches zu verschaffen wissen, das jetzt, wie man hört, in Preußen verboten worden sein soll. *)

*) Dieses Buch, das sogleich nach seinem Erscheinen eine zweite Auflage erlebte, ist in letzterer Zeit in einigen Journalen allzu hart und sogar sehr ungerecht beurtheilt worden. Die Redaction der Grenzboten glaubt zu dieser ungerechten Beurtheilung ohne ihre Schuld die Veranlassung gegeben zu haben, und hält es daher für ihre Pflicht, gegen den mittlerweile verstorbenen Autor, dessen Name nun kein Geheimniß mehr zu sein braucht, einige Aufschlüsse über dieses Buch zu geben. Das Manuscript desselben wurde vor ungefähr zwei Jahren dem Verleger dieser Blätter zur selbstständigen Herausgabe, so wie zur Benützung für die Grenzboten zugesendet. Die Aufzeichnungen, welche den vollen Stempel der Wahrheit an sich trugen, hatten zwei verschiedene Bestandtheile. Da sie in humoristischem, derb soldatischem Style

Der König von Sachsen ist in Begleitung seiner Gemahlin aus Mähren hier angelangt, wo blos die letztere zurückgeblieben, während der König selbst seine Reise nach Obergarn fortgesetzt hat. Se. Majestät scheint sich in jenen romantischen Gegenden am Fuße der Karpathen, inmitten noch wenig ausgebeuteter Pflanzenschätze und eines derben Volkschlages deutschen Blutes zu gefallen. Es geht hier eine Anekdote herum, die ich nicht verbürgen kann, worin ein Wirth, bei dem der König bei seinem letzten Aufenthalte mit seinem Gefolge einige Tage gewohnt, die Hauptrolle spielt. Der Wirthsmann soll dem Könige eine Rechnung von 48 Fl. W. W. oder 18 Fl. C.-M. gemacht und sich auf keine Weise dazu verstanden haben, mehr zu nehmen, da er nicht gewohnt sei, die Zeche nach dem Beutel zu bemessen und in seinem Hause keine Person zu höherem Preise essen könne, als zu einem Gulden. Der König habe dem seltsamen Rauz, der selbst die Annahme eines werthvollen Geschenks verweigerte, aus Dresden ein schönes Porzellanservice geschickt, das in den Augen des ehrlichen Zipsers, oder vielleicht in denen der Zipserin, Gnade fand.

Die Königin von Sachsen verweilt eine Zeit lang in Schönbrunn und wird sich beim Eintritt warmer Witterung in Gesellschaft ihrer erlauchten Schwester, der Erzherzogin Sophie, nach Ischl begeben, wo die Saison, ob schon verspätet, diesmal sehr glänzend ausfallen dürfte. Der Bauunternehmer an der Südbahn, der italienische Graf Tallochini, hat in Ischl ein Hôtel vom stattlichsten Ansehen erbauen lassen, wel-

ziemlich wahllos die Erlebnisse eines langgedienten Militärs erzählten, so waren Liebesgeschichten von oft ziemlich obscöner Natur und wichtige politische Enthüllungen bunt durch einander geworfen. Die ersten paßten natürlich für diese Blätter nicht; die letztern dagegen, welche die hinter dem Rücken der Regierung in der österreichischen Armee sich eingeschlichenen Unterschleife und Mißbräuche in vom Autor selbst erlebten Szenen schilderten, schienen uns ein höchst wichtiger und verdienstvoller Beitrag, der nicht ohne Einfluß bleiben konnte. — So gaben wir denn die oft citirten zwölf Artikel der „Aufzeichnungen eines österreichischen Militärs,“ die selbst in den höchsten militärischen Kreisen Oesterreichs Sensation erregten. Durch diese Bruchstücke wurde man jedoch zu dem Glauben gebracht, das Buch, dem sie entnommen, sei ein durchweg politisches. Als nun dieses erschien und sich, statt als systematische Dispositionsschrift, als eine untendenzlöse, wir möchten sagen, harmlose Sittenschilderung österreichischen Garnisons- und Kasernenwesens zeigte, in der die Decenz allerdings oft verletzt wird, so verurtheilte es die in ihrer Erwartung getäuschte Kritik, weil der Verfasser nicht die gehörigen Mittel zum Zwecke gebraucht hat; allein der Verfasser hatte ursprünglich diesen ihm untergelegten Zweck gar nicht. Er schrieb, was er wußte und erlebte, und es fiel ihm nicht im Traume ein, der Partei So und So irgend einen Dienst leisten zu wollen. Gerade in der Unabsichtlichkeit dieser Aufzeichnungen eines derben Naturmenschen liegt viel Werth. In Oesterreich wurde das Buch streng verboten, obgleich derlei Enthüllungen von Unterschleifen der beste Dienst ist, den man einem Staate leisten kann, und in England und Frankreich viel ärgere Dinge von der Tribune herab gesagt werden, ohne daß es Jemand einfällt, die Militärehre dadurch verletzt zu sehen.

D. Red.

ches schon seit Jahren für diesen immer mehr besuchten Badeort Bedürfnis war, und das ohne Zweifel eine gute Speculation ist.

Der beispiellos kalte Frühling, der die vornehme Welt so ungewöhnlich lange in der Stadt zurückhält, hat für das Unglück und die Armuth wenigstens den Vortheil gehabt, daß die mit Wohlthätigkeitszwecken verknüpften Akademien einen glücklichen Fortgang hatten und aus Mangel an Theilnahme nicht zu verkümmern brauchten. Die Gesellschaft adeliger Dilettanten, die schon früher auf dem Schloßtheater in Schönbrunn für die Wasserbeschädigten in Böhmen und Galizien eine Vorstellung in französischer Sprache gegeben, hat nun derselben eine zweite folgen lassen, wozu abermals drei kleine französische Lustspiele gewählt wurden, da das Vorhaben, ein deutsches Lustspiel: „Ich bleibe ledig“ zur Darstellung zu bringen, an der Unmöglichkeit scheiterte, die benötigten Darsteller aufzutreiben. Die meisten der bei diesem Unternehmen theilgenommenen Herren und Damen gehören der polnischen und französischen Nation an und glauben, wenn auch der deutschen Sprache kundig, nicht so viel Fertigkeit darin zu besitzen, um damit vor das Publicum hintreten zu können. Diese beiden Vorstellungen warfen über 6000 Fl. C.-M. ab, welcher Betrag in gleichen Theilen den Unglücklichen in Böhmen und Galizien zu Statten kam. Auch an dem zweiten Abende waren es wieder der Fürst Czartorysky, die Fürstin Clary und der Baron D'Sullivan de Graß, welche durch Feinheit und Grazie, durch ein wirkliches Schauspielertalent hervorragten, besonders der letztere, der als Donvivant Alles entzückte.

Eine junge Künstlerin aus Paris, Namens Cristiani, macht bedeutendes Aufsehn in unsrer musikalischen Welt, nicht so sehr wegen der Höhe ihres Kunstvermögens, als wegen der Seltsamkeit, ein hübsches Mädchen Violoncell spielen zu sehen. Ihr Ton ist weder groß, noch markig, aber sie besitzt viel Fertigkeit in der Behandlung ihres Instruments und eine gewisse Anmuth der Erscheinung, was bei der ungewohnten Neuheit dieses Anblicks vollkommen ausreicht, um der fremden Künstlerin eine steigende Theilnahme zu sichern. Scheint es doch, als seien die Effecte aller Instrumente bis zur Reize ausgebeutet, und diese könnten jetzt auf keine andere Weise neuen Reiz gewinnen, als indem sie in weibliche Hände übergehen, welche sich bis jetzt blos mit der Pflege der Harfe, der Guitarre und des Pianoforte begnügen mußten. Die Milanollo's brachen die Bahn zur musikalischen Emancipation des schönen Geschlechts, und nach dem Vorgange der Cristiani darf es uns nicht mehr befremden, wenn morgen eine Dame das Waldhorn bläst, die Bratsche spielt, oder gar Pauken schlägt.

Ueberhaupt quält sich dermalen das Virtuosenenthum auf das Grausamste ab, nur um neue Reize, neue Phasen zu entfalten, die seinem verblichenen Nimbus frischen Glanz verleihen könnten; zuerst kommen die Kinder, dann die Frauen, und jetzt drängen sich sogar die

verschiedensten Racen der Erde in den Concertsaal. So ist vor einigen Tagen ein aus Frankreich gekommener Neger, Herr Colas aus Domingo, hier im Theater als Flötist aufgetreten, wo er im Benefiz der Demoiselle Eisler Variationen über eine Schweizermelodie vortrug. Gott schütze uns jedoch vor solchen Schwarzkünstlern der Tonkunst; man könnte ordentlich ein Gegner der Abolition werden, wenn man bedenkt, was für Höllequalen über die europäische Welt nothwendig losbrechen müßten, sobald alle frei erklärten Negerclaven plötzlich die Plantagen verlassen und sich aus dem von ihnen gebauten Zuckerrohr mistönende Flöten schneiden würden, um damit die Welt als fahrende Virtuosen zu durchwandern! Ich lasse es mir nicht nehmen, dieser Flötenbläser Colas ist kein gewöhnlicher Flötist, ein Bricciabdi oder Heindl, die ihre Kunst um ihrer selbst willen treiben. Herr Colas bläst offenbar aus Rache; er ist die Nemesis, welche die vielen Tausende seiner Brüder an ihren weißen Mördern rächen, die volle und allgemeine Emancipation der zur Sklaverei geknechteten Schwarzen auf musikalischem Wege erzwingen will. Die sonst so sanfte, so schmeicheleisch tönende Flöte nimmt unter seinen Händen, an seinem Munde einen ganz andern, ganz schauerlichen Charakter an. Es klingt da wie nächtliches Geheul der Tiger und Schakals, und seine Passagen, seine Triller taugen jedenfalls für die Wüste besser, als für abendländische Concertsäle. Felician David würde an ihm ohne Zweifel eine vortreffliche Acquisition machen für die Execution seines symphonistischen Longemäldes, das die Sahara schildert.

III.

M u s B r e s l a u .

Graf Reichenbach. — Bücherverbote. — Stadtverordnete. — Wollmarkt. — Kunstverein. — Theater.

Ich weiß nicht, wie ich den Eindruck nennen soll, den die Ausweisung der badischen Deputirten hier hervorgebracht hat. Es war an dem Sonntage nach dem Ereignisse, als der schlesische Graf Reichenbach aus Walldorf bei Neisse, der mit Tzstein und Hecker von Leipzig aus nach Berlin gereist und dort fortwährend in ihrer Gesellschaft geblieben war, an einem öffentlichen Orte zuerst im Kreise von Freunden die Details jener polizeilichen Maaßregel erzählte. Wie ein Lauffeuer flog die Kunde durch die Stadt. Die leicht erregbare Jugend declamirte, das besonnene Alter schüttelte den Kopf. Man sah in dem Factum eine großartige Verletzung des Nationalgefühls, ein Beweis, daß letzteres im Volke, sogar im schlesischen Volke, wo der Slavismus sich noch sporadisch vorfindet, größer ist, als diejenigen zu glauben scheinen, welche die deutsche Einheit aus Ziegeln und Mörtel construiren wollen. Der vorsichtigste Liberalismus steckte seinen Maus-

kopf aus dem Bergklumpen von Rücksichten hervor und quieckte Opposition. Theszirkel, wo man sich sonst nur hinter verschlossenen Thüren versicherte, daß das, was zu arg sei, wirklich zu arg sei, schickten eine offene Einladung an den Grafen Reichenbach, um an dem Drucke seiner Hände, welche in denen der badischen Deputirten gelegen hatten, ihren Oppositionseifer zu erkräftigen. Kurz, ich habe von keinem einzigen Menschen gehört, daß er den Schild der Loyalität vor diese politische Beliebung gehalten hätte. Fragte man nach der Ursache der Ausweisung, so wußte man nur, wo sie nicht zu suchen sei, nämlich nicht in der Entschließung Sr. Majestät unseres Königs. Wie könnte man auch glauben, daß ein Monarch, dessen Lebensaufgabe es zu sein scheint, an dem großen Werke deutscher Einheit und Freiheit ein gut Stück Fundament zu legen, Männer, deutsche Männer exiliren werde, die nichts anderes verbrochen, als daß sie in der legitimen, auch von Preußen anerkannten badischen Opposition sitzen. Wir warten mit Ungebuld auf eine nähere Erklärung unseres Gouvernements; die kann und darf nicht ausbleiben. (!!)

Die Bücherverbote in Preußen scheinen jetzt rasch auf einander zu folgen. Die Buchhändler, die bis jetzt noch auf kein Amtsgeheimniß verpflichtet sind, wissen fast jeden Tag solche alte Neuigkeiten zu erzählen. Das im Verlage von Friedrich Grunow erschienene Werk: „Aus der Kaserne“ von Steph. Thurm ist neuerdings auch dem Schicksale des vorläufigen Verbotes unterlegen. Das Epitheton bei dem Worte: „Verbot“ ist ein sehr müßiges. Eine Concession kann wohl aufgehoben werden, ein Verbot niemals. Der Fischersche „Neujahrsgruß“ war auch nur vorläufig verboten. Das Jahr ist halb dahin, das Vorläufig ist jedoch noch nicht abgelaufen.

Gegen Wander in Hirschberg ist nun auch die Criminaluntersuchung eingeleitet worden und zwar auf Grund des Paragraphen, welcher vom frechen Tadel und der Aufreizung zur Unzufriedenheit gegen die Regierung handelt. In dieses schöne, paradiesische Hirschberger Thal scheint sich neuerdings eine Atmosphäre niedergelassen zu haben, welche ganz gegen den §. 151. zu stimmen geeignet scheint. Man müßte einmal die Luft untersuchen.

Unsere Stadtverordneten sind auf einen sehr guten Gedanken gekommen. In Rücksicht darauf, daß die vielen in den Vorstädten gelegenen Kirchhöfe die Bauunternehmungen hindern und auch für die bereits stark bewohnte Umgebung wegen der Ausdünstungen nachtheilig werden könnten, haben sie beschlossen, außerhalb alles Verkehrs einen gemeinfamen, für Katholiken, Protestanten, Juden, Heiden und Türken bestimmten Begräbnißplatz einzurichten. Sie wollen wenigstens bei den Todten keine intolerante Separation.

Der Breslauer Wollmarkt hat aufgehört, ehe er angefangen. Es wurde nämlich so gut gezahlt, daß der größte Theil der Anfuhrern gar

nicht zum Verkaufe gestanden hat und oft schon vor den Barrieren in andere Hände übergang. Für die Stadt selbst, namentlich für die Weinschenker ist das gar nicht ersprießlich. Je schlechter der Wollmarkt, desto länger dauert er und desto mehr wird von den vergnügungslustigen Fremden consumirt. Die Harfenmädchen sind vollends nicht zufrieden. Sonst das nothwendige Requisit der gutsbesitzerigen Langenweile, von Hunderten der gebräunten Landjunker umschwärmt, sitzen sie jetzt in leeren Stuben und zirpen melancholische Weisen, zum Schrecken und Aerger der Breslauer Bürger, welche ungern für solchen Ohrenzwang ihr „Groschel“ hingeben.

Am 20. Mai feierte der Breslauer Künstlerverein sein dreizehntes Stiftungsfest. Der Künstlerverein ist nämlich eine Reliquie aus der politisch indifferenten Zeit vor 1840 und besteht aus Leuten, die sich für irgend einen Zweig der Kunst interessiren, oder wenigstens zu interessiren glauben; Gelegenheitspoeten, Portrait-Malern, Musikern, Componisten etc. Die alljährlichen Feste sind dazu da, damit sich die Mitglieder gegenseitig betäuchern und nebenbei auf den Ernst der Zeit schimpfen, die nichts von ihren Kunstleistungen wissen will. Ich glaubte die Liliputer auf ihrem bekannten Kriegszuge zu erblicken. Der Herr v. Holtei sang sehr rührend vom Wanderstabe an dem Grabe.

Ueber unser Theater ist nichts zu sagen. Während des Wollmarkts wird mit alten abgepielten Stücken, die Renommé haben, vorgerückt. Das „Urbild des Tartüffe“ bewährt noch immer seine Anziehungskraft, nachdem auch die Gewährleistung des Gastspiels von E. Devrient weggefallen ist. Herr Hegel spielt übrigens den Molière eben so gut. x. *)

IV.

U n s D r e s d e n .

Brückenbemerkungen. — Hähnel's Carl IV. — Moritz von Schwind und das große Diner. — Kein Künstlerneid.

Unsere Brücke ist noch immer in einem sehr traurigen Zustande und wird wohl noch ein Jahr oder zwei so bleiben. Mit ihr ist unser Stolz gebrochen. Da sie zusammenbrach, erfuhr man erst, daß sie innerlich hohl war, und wunderte sich, daß sie so viele Ueberschwemmungen und Stürme überdauern konnte. Ja, so geht es uns oft; erst wenn Altes, Morsches, das durch eine gewisse äußere Eleganz sich ein Ansehen zu geben versteht, zusammenstürzt, dann erst erkennen wir die innere Leere, und wundern uns, daß es so lange bestand, und nicht schon längst über den Haufen fiel. So ging es schon oft, so wird es noch öfter gehen. Unsere Brücke soll

*) Durch einen Irrthum ist die letzte Breslauer Correspondenz mit einem Namen unterzeichnet worden, der nicht darunter gehörte. D. Reb.

jetzt solider gebauet werden; ob aber das Crucifix wieder aufgestellt wird, wird bezweifelt, da unser Jahrhundert überhaupt ein skeptisches ist. Dafür aber bekommen wir ein neues Museum, das an der Stelle der alten Schuppen, die zur Aufbewahrung der Pontons dienen, gegenüber der Brühl'schen Terrasse, aufgeführt werden soll. Es wird auf einen hohen Unterbau gestellt, um vor etwaigen Ueberschwemmungen sicher zu sein. Ueberhaupt wird jetzt in unserer Stadt viel gebaut, gewirkt und gearbeitet. Bndemann ist mit seinen Friesen beschäftigt, die wirklich einen Schatz von Poesie enthalten. Hähnel, der vortreffliche, noch immer nicht genug anerkannte Bildhauer, arbeitet an der Statue Karls IV., die in Prag aufgestellt werden soll. Wenn es wirklich zu Stande käme, daß in derselben Stadt die Statue Kaisers Franz I. von Marchesi prangen soll, wird das gewiß zu Vergleichungen Anlaß geben, die nur zum Vortheile des deutschen Meisters ausfallen können; man braucht nur die Statue in Gräß oder das Modell in Schönbrunn gesehen zu haben, um einzusehen, daß mehr die Politik, als Kunstverständniß die Ursache ist, daß Cavalier Marchesi vom österreichischen Hofe mit diesen Aufträgen beehrt wurde. Hähnels Statue wird des jedenfalls gewaltigen und bedeutenden Herrschers würdig. Es liegt hoher königlicher Ausdruck in diesem Herrscherantlitz, bei welchem es nicht leicht war, slavische (?) Eigenthümlichkeit mit plastischer Schönheit zu vereinigen. Hähnel hat seine Meisterschaft schon bei seiner Beethoven-Statue bezeugt. Das Große, Titanenhafte, doch zugleich Zartheit und rein Menschliche leuchtet aus den Zügen Beethovens. Ausgezeichnet in ihrer Art sind die Reliefs, welche die mythologischen Sinnbilder der Kirchenmusik und der Symphonie darstellen. Lächerlich ist es, daß der Nürnberger Courier vom Burgeschmied'schen Guß der Beethoven-Statue auf eine Weise spricht, als ob das ganze Verdienst nur Burgeschmied angehörte, und Hähnel, der Bildhauer, gar nichts dabei zu schaffen hätte; und doch verhalten sie sich zu einander wie Compositeur und Virtuos, oder wie Dichter und Schauspieler.

Moritz v. Schwind, einer der besten deutschen Maler und gewiß der beste und kühnste Zeichner, war hier, und alle Kunstgenossen, die ihn besser als das deutsche Publicum zu würdigen wissen, bestrebten sich, ihm seinen Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen und ihm ihre Verehrung auszudrücken. — Der Bildhauer Professor R. modellirte seine Büste, wozu ihm Schwind gewöhnlich des Vormittags saß. — Letzterem sollte jedoch eine Ueberraschung bereitet werden. Es war verabredet, daß an einem gewissen Tage, wenn Schwind wieder zur Sitzung käme, Herr R. ihn ganz unbefangen zu einem einfachen Mittagstische laden und aus seinem Atelier auf die Brühl'sche Terrasse hinausführen solle; hier aber sollten ihn alle Professoren der Akademie und viele seiner Verehrer mit einem prächtigen Mahle erwarten. — Es war Alles so schön vorbereitet, und als der bestimmte Morgen kam,

wartete R. mit seinen Schülern im Atelier und schwelgte schon in Gedanken an die so gut vorbereitete Ueberraschung. — Aber siehe da, ein Trauerbote tritt ein, mit der einfachen Kunde: Herr v. Schwind läßt sich entschuldigen, es ist ihm heute unmöglich, zur Sitzung zu kommen. Ein Donnererschlag aus heiterem Himmel! — Meister R. und seine Schüler bilden selbst eine Gruppe Steinbilder, den Ausdruck des Schreckens auf ihren Zügen, doch faßt er sich schnell wieder, gebietet seinen Schülern, wenn Schwind kommen sollte, ihn mit tausend Armen festzuhalten, wirft sich dann selbst schnell in die Kleider, ohne an kunstvolle, plastische Drapirung zu denken, und stürzt die Brühlsche Terrasse hinab, gegen das Hotel de Saxe.

Wo, wo ist Herr v. Schwind? — Das weiß man nicht, antwortet gleichgiltig der Portier. — Hat man keine Ahnung, wohin er gegangen sein mag? — Dort und dort, viele Straßen und Plätze weit, soll sich ein Lohnbediente befinden, der es wissen könnte. — Ihm nach, dem retenden Lohnbedienten! Er ist wirklich da und vermuthet, Herr von Schwind wäre dort und dort, viele Straßen und Plätze weit. — Die Straßen, die Plätze werden in Sturmeseile durchflogen. Ist Herr v. Schwind da? — Herr v. Schwind? ist das nicht ein breiter, starker Herr mit blondem Schnurbart? — Ja richtig, das ist er; ist er noch hier? — Er ist vor einigen Minuten fortgegangen! — Wohin? — Das weiß man nicht! — O Gott, wo ihn jetzt suchen? Dresden scheint in diesem Augenblicke dem Meister R. so groß wie Paris, und es hat schon Eile geschlagen! Doch Muth, er erinnert sich, Schwind wollte einen guten Freund besuchen, der in der Neustadt wohnt, ihm nach! Da liegt so viel Schutt auf der zerbrochenen Brücke, da ist die Passage so eng, da drängt man sich auf dem hölzernen Nothsteg, daß man weder rückwärts noch vorwärts kann. Niemals ist Meister R. das Unglück der Brücke so groß erschienen. Endlich kommt er hinüber, schweißgebadet und athemlos. Ist Herr v. Schwind da? fragt er ganz erschöpft und sich aufgebend. — Er ist so eben zu Ihnen gegangen in's Atelier. — Mit frischem Muth durch das Gedränge auf der Brücke zurück in's Atelier. Die Schüler werden ihn ja zurückgehalten haben. Es hat indeffen Zwölf geschlagen, nach halb ein Uhr soll das Diner beginnen. Er kommt in's Atelier. Der Diener berichtet ganz kaltblütig, daß so eben Herr v. Schwind da gewesen und sich empfehlen lasse. Es thäte ihm leid, Herrn R. nicht getroffen zu haben. Die Schüler hatten um Zwölfe das Atelier verlassen, und der Diener wußte nichts von der Instruktion! — Das ist zu viel! Der arme Meister bricht zusammen; aber Muth verloren, Alles verloren, ruft er sich zu, rafft sich auf und wirft sich in eine Droschke, denn gehen konnte er nicht mehr. Wieder ins Hotel de Saxe. Da sitzt endlich Herr von Schwind ganz ruhig und österreichisch gemüthlich. Himmel wie sehen Sie aus, ganz verstört und ruiniert, ruft er dem Freunde entgegen.

Der aber antwortet nicht, faßt ihn und zieht ihn auf die Brühl'sche Terrasse, wo schon Alles die beiden Meister erwartet, und ein heiteres Mal beschließt den stürmischen Vormittag.

Am Abend desselben Tages überraschte noch ein Fackelzug von wenigstens 80 Jüngern der Kunst ihre verehrten Meister. Es gibt zwar Kunstzöpfe genug hier, die sich über die verehrungsvolle Aufnahme Schwinds ärgern; aber — es sind eben Zöpfe! Die Nichtzöpfe freuen sich nur darüber. Ueberhaupt weiß man hier keine Geschichten von Künstlerneid, wie er so häufig anderswo vorkommt, und wie er sich zur Zeit der großen italienischen Kunstperiode oft auf schauerhafte Weise geoffenbart hat. — Ist es nicht schön von dem Herrn Wendemann und Hübner, daß sie ihren ganzen Einfluß für die Berufung Schnorrs verwendeten? Beim Himmel! man wird nicht so leicht zwei große Maler finden, welche die Nähe eines dritten großen Rivalen wünschen. In unserem Theater ist es mäusehstill; die beiden Devrient und Madame Schröder sind auf Reisen, was bleibt uns noch? — Pas beaucoup! — G.

V.

Aus Cöln am Rhein.

Der Journalist am Cölner Dom. — Dr. André nach Bremen. — Journalistische Regimenter. — Die protestantische Bevölkerung. — Fröbel.

Der Journalistik, der vielgeschmähten und doch so unentbehrlichen, ruhmlosen und doch so verdienstvollen Magd der Zeit, werden in Deutschland keine Prämien und keine Monumente zu Theil. Doch weiß ich auch eine Verewigung derselben. Man rathe, an welchem Ort? Am Cölner Dom! Den Steinmeger wird nämlich alle Nebenverzierung, alles Detail der Ornamente an den Baldachinen, an den vorragenden Blockenden u. s. w. überlassen; und mit Erstaunen sieht man, wie kunst- und sinnreich die grobe Hand einfacher Steinmeger mit dem Havre'schen Sandstein umzugehen weiß. Sie schnitzen mit dem Meißel und zuletzt mit dem Federmesser Figuren und Verzierungen, die der Holzschneider nicht feiner arbeiten könnte. Diese Leute sind keine Büchermenschen und wissen Nichts von Reflexionen und Ideen; dennoch arbeiten sie in ihrer Art recht zeitgemäß. Die Ungeheuer, die Fragen und die humoristischen Bilder, die sie am Dom anbringen, tragen ein unverkennbar modernes Gepräge. Was wird die Nachwelt sagen, wenn sie an dem heiligen Bau zwischen Drachen, Märtyrern und Engeln auch eine Schreiberfrage erblickt, im Frack des neunzehnten Jahrhunderts, mit dem Gänsekiel bewaffnet, wie sie aus dem steinernen Laubwerk hämisch hervorguckt? Die Journalistik war dem Cölner Dombau allerdings nicht überall hold und insofern könnte man die Illustration für Rache halten. Aber die Nachwelt wird anerkennen, daß auch die Journalistik Dome bauen half, wenngleich mehr welt-

liche als kirchliche. Und sind die Arbeiter der Journalistik nicht in mancher Hinsicht den armen Steinmännern zu vergleichen? Manche Hand unter ihnen ist kunst- und sinnreich, aber all ihr Geschick und Talent dient nur zu Nebenverzierungen und Zitarabesken, die nicht einmal gleiche Dauer haben; hunderte vergraben mit den schweren Steinen, die sie zum Bau an den Domen der Zeit tragen, auch das Mark ihrer Knochen und den Inhalt ihres Lebens in die aufstrebende Masse. Die Thürme heben sich darüber und sagen der Nachwelt nicht die Namen der Zahllosen, deren Schweiß und Blut den Mörtel dazu gab.

Diese Bemerkungen drängten sich mir unwillkürlich bei Herrn Dumonts neuerlicher Erklärung auf, wo der Schriftsteller, der die Kölner Zeitung durch drei Jahre mit Aufopferung seiner Gesundheit, wie seiner übrigen wissenschaftlichen Thätigkeit, geleitet hat, auch nicht einmal mit Namen genannt wurde, gleichsam als sollte dem Blatte auch nicht eine Spur eingedrückt werden, welche an den Journalisten, der es bewegte, erinnern könnte. Ueberhaupt ist gegen den Dr. André von vielen Seiten auf eine unehrerliche Weise gehandelt worden. Man hat ausgesprengt, daß Herr Dumont mit ihm gebrochen habe, während doch André es war, der seine jetzige Stellung, trotz aller freundschaftlichen Beziehung zu dem Hause Dumont, als unerträglich mit seinem politischen Gewissen, gekündigt hat. Wahrscheinlich wird André auf den ihm gemachten Antrag, die Redaction der Bremer Zeitung anzunehmen, eingehen, und mit Weib und Kind von hier fortziehen. Daß ein Journalist, der zu den eifrigsten Nationalen gehört, und in den Jahren 1840 und 41 (als Redacteur der Mainzer und später der Oberdeutschen Zeitung) für die deutsche Einheit à outrance polemisiert hat, nun ein Opfer der deutschen Uneinigkeit wird, daß die religiöse Unbuddsamkeit ihn gerade als ein Beispiel von der Zerklüftung Deutschlands auswählt, ist ein trauriges Denkmal unseres politischen Krebsgangs. Es scheint Manchem vielleicht übertrieben, den Redactionswechsel einer Zeitung als einen so bedeutsamen Thermometer politischen Lebens zu betrachten. Aber wie weit käme es mit uns, wenn in consequenter Durchführung alle Blätter in katholischen Staaten lauter Katholiken zu Redacturen, so wie umgekehrt in allen protestantischen nur Protestanten zu Leitern haben dürften! Es ist die bairische Kniebeugungsfrage auf das Gebiet der Journalistik verlegt, ja schlimmer noch, denn man hat in Baiern nicht die protestantischen und katholischen Soldaten in zwei Heerhaufen getheilt, wie man es jetzt in der Journalistik machen will. — Daß Unbuddsamkeit immer die Kräfte des Gegners stärkt, dafür gibt es Millionen Beweise. So erging es z. B. den Protestanten Kölns, wie anderwärts den Juden. Man hat sie gezwungen, reich zu werden. Erst entstanden die großen Etablissements von Mülheim und Elberfeld, gegründet durch ausgewiesene Protestanten. Noch später war die Weisheit der Väter Kölns

so groß, daß sie den Eigenhandel nur katholischen Bürgern gestattete. Da aber die Lage der Stadt vorzugsweise die Expedition begünstigt, so verloren die Protestanten, die sich alle auf diesen grünen Zweig setzen mußten, nicht viel dabei; sie gediehen vielmehr zusehends, während die Katholiken stolz auf dem dünnen Zweige des Eigenhandels sitzen blieben und immer mehr zu unbedeutenden Krämern herabsanken. Anno 1793 hatte Cöln nicht mehr als 40,000 Einwohner, darunter waren zwei Drittel Bettler. Glücklicher Weise kam die gottlose französische Revolution und warf den Privilegienkram und die Ausnahmsgesetze über den Haufen. Cöln wurde bei den Haaren aus dem Abgrund gezogen, in den es immer tiefer zu versinken drohte. Seitdem hat die Stadt sich wunderbar gehoben. Allein noch immer bilden die 10,000 Protestanten Cölns den wohlhabendsten Theil der Bevölkerung; die größten Banquierhäuser und selbst die vornehmsten Hotels gehören Protestanten.

Ueber Fröbel's Ausweisung aus den preussischen Staaten hört man Näheres. Fröbel wollte bereits zur Messe nach Leipzig reisen, konnte aber seinen Paß nicht visirt erhalten. Indessen hat der preussische Geschäftsträger in Zürich in Berlin angefragt, und nach mehreren Wochen kam endlich die Erlaubniß und das Visa. Nun aber ist man wieder von dieser Erlaubniß zurückgekommen, und es heißt, Fröbel werde den preussischen Geschäftsträger auf Schadenersatz verklagen, weil er, im Vertrauen auf sein Visa, die kostspielige Reise unternommen habe.

0—0

VI.

Aus Halle.

Aufwärts, vorwärts, rückwärts. — Wislicenus und Tholuck.

Professor Erdmann hält Vorlesungen über akademisches Studium, in welchen er mit Vorliebe bei der Frage verweilt, welche politische Meinung ein Student haben solle. Er selbst bekannte sich zu einer Partei „Aufwärts,“ und verglich sich mit einem „Luftballon,“ der zwischen den Parteien „Vorwärts“ und „Rückwärts“ in die Höhe steigt. In dieser imposanten Stellung verließen ihn seine Zuhörer am Schlusse der vorletzten Vorlesung. — In der letzten sprach er über die Juden. Der Deutsche hat Humor, meinte der Philosoph. Ihm muß man es daher verzeihen, wenn er sich zuweilen über sich selbst lustig macht. „Wenn aber ein Jude,“ fuhr er fort, „der nur so viel deutsches Blut in seinen Adern hat, als seine Vorfahren den Deutschen ausgesogen haben, sich das erlaubt, so ist es Zeit, daß man dem Mäuschel heimleuchtet.“ Die gutmüthigen Studenten lachten: denn sie verzeihen ihm das gern, weil er sich zuweilen auch über die evangelische Kirchenzeitung lustig macht. — Professor Erdmann, ein geborner Russe, erfüllt übrigens in Halle die Mission, für Tholuck's zahlreiche Jüngerschaft Jahr aus Jahr ein das Wissen mit dem

Glauben zu vermitteln. Im vorigen Sommer mochte ihm dies ganz besonders gelungen sein: denn am Schlusse des Semesters wollten ihm seine Zuhörer einen Fackelzug bringen. Die Hallesche Polizei, welche seit Jahr und Tag dergleichen wegen Feuersgefahr verboten hatte, erklärte jedoch mit so unvorsichtiger Eile, daß sie zu einer Demonstration für den hochverdienten Professor Erdmann sehr gern die Erlaubniß erteile, daß die meisten Studenten mißtrauisch wurden und sich zurückzogen. — Da ich einmal über das Verhältniß der Halleschen Philosophie zur Polizei schreibe, so kann ich nicht umhin, auch folgenden Vorfalles zu erwähnen. Dem Pastor Wislicenus wurde im Wittenberger Colloquium angezeigt, ein Professor der Philosophie habe sich erboten, vor Gericht zu bezeugen, daß er eine Auslassung bei der Taufformel sich habe zu Schulden kommen lassen. Professor Ulrici, der sich getroffen fühlte, erklärt das in einem Localblatte für eine Unwahrheit, und es ergibt sich, daß er nur privatim dem Professor Tholuck die Sache mittheilte. Gegen den Vorwurf der Denunciation hat Ulrici sich nun freilich gerechtfertigt; allein ein Professor der Aesthetik sollte doch auch nicht bei Tholuck zur Beichte gehn! ***

VII.

Die einsamen Gefängnisse.

Die völlige Einsamkeit zu ertragen, sind nur hochstehende Geister oder schwärmerische Naturen im Stande. Man weiß von tiefen Denkern und emsigen Gelehrten, daß sie sich Jahre lang in Einsamkeit vergruben; sie thaten es freiwillig und hatten eine Beschäftigung, die ihr Herz und ihren Geist ausfüllte, dennoch rächte sich die Natur an ihnen durch Krankheit, Menschenhaß und Lebensüberdruß; denn es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei. Man weiß von Anachoreten, von heiligen Einsiedlern, die ihr Leben fern von der Welt zubrachten; sie waren dabei in Freiheit, verkehrten mit Gottes großer Natur und mit allen Creaturen; aber sie hatten in Folge ihrer Einsamkeit Visionen, krankhafte Phantasien, die als Wunder und Zeichen angesehen wurden. Den ungebildeten, verwahrlosten Verbrecher aber, dessen Gemüth keine Zehrung hat, als die Erinnerung an eine trostlose Vergangenheit, dessen Phantasie nur erfüllt ist von den wüsten Bildern seiner Verirrungen und Vergehen, solch einen Unseligen in Einsamkeit abzusperren, in eine Zelle zu stecken, deren künstlicher Bau sogar den leisesten Schall und Ton der Außenwelt entfernt, ihm nichts als einen Blick nach den Wolken durch ein Stückchen mattes Glas läßt, und dies Alles in dem Wahn, ihn zu bessern, darauf konnte nur die heuchlerische Sentimentalität und die stille Grausamkeit des Pietismus kommen, der in seinen Auswüchsen eben so aberwichtige Verkehrtheiten erzeugt, wie der Fanatismus des katholischen Mittelalters. Das pen-

pensylvanische Gefängnißsystem ist in Nordamerika, wo doch methodistische
 Wuth und mechanische Anschauung des Menschen Hand in Hand gehen,
 von 23 Staaten der Union, nachdem es eingeführt war, wieder ab-
 geschafft worden. Als Strafe ist die einsame Haft eine Höllestrafe,
 eben so unwürdig unserer Zeit, wie die leibliche Folter; als moralische
 Medizin ist sie das verderblichste Gift, das man anwenden kann. Die
 Erfahrung hat gelehrt, daß die einsame Haft in vielen Fällen Wahn-
 sinn, in den meisten Fällen Blödsinn, geistige und körperliche Verkrü-
 pelung und fast in allen Fällen ein abscheuliches, den Menschen zum Affen
 erniedrigendes Laster hervorbringt. Voz (in den americanischen „Notes“)
 entwirft ein schauerliches Gemälde von diesen Trappistengefängnissen,
 deren eines er besuchte und wo er fast in jeder Zelle Creatures fand,
 die entweder noch mit den Schreckbildern ihrer Phantasie kämpften oder
 die bereits Verstand, Gehör und Gesichtssinn verloren hatten; es waren
 zum Theil jugendliche Verbrecher, die da gebessert werden sollten, und
 er war überzeugt, daß sie unschädlich, aber auch untauglich gemacht für
 das gesellschaftliche Leben, aus ihrer Zelle hervorgehen würden. Leider
 hat man in Deutschland, wo man auf die gesündern Resultate nord-
 amerikanisches Lebens so schlecht zu sprechen ist, für diese Ausgeburt
 der Freistaaten sich schnell begeistert und auf die voreiligen und ober-
 flächlichen Berichte pietistischer Gelehrten hin pensylvanische Gefäng-
 nisse errichtet. Die Klöster sind abgeschafft“ und die Nachtseiten des
 Klosterlebens sind eben so zur Fabel geworden, wie ihre Lichtseiten;
 dafür macht man die Gefängnisse zu Trappistenklöstern und rekrutirt
 sich die sünbhaften Mönche und Nonnen aus den Verbrecherlisten.
 Vielleicht will man der untergehenden Romantik ein wenig auf die
 Beine helfen. Die Presse kennt jedoch ihre Pflicht, und in der That
 haben die meisten Zeitungen (die Cölnische, die Trierer u. s. w.) ihre
 Stimme gegen das pensylvanische System erhoben. Das Arresthaus
 dieser Art in Cöln, mit 170 Zellen, findet am ganzen Rhein kein
 günstiges Auge und wird gewiß nur nach dem Aubure'schen System
 (gemeinsame Arbeit bei Tage und Einsamkeit blos bei Nacht) benutzt
 werden können. Möchte doch auch in den andern preussischen Provin-
 zen die Opposition gegen den pensylvanischen Wahnsinn sich erheben.
 In Baden, wo man ebenfalls auf die Trappistenkerker verfallen scheint,
 wird hoffentlich der gesunde Sinn der Kammer dagegen Opposition
 machen. Tragikomisch aber ist die deutsche Gemüthlichkeit, die in jedem
 Käfig dieser pensylvanischen Hölleanstalt eine Turnvorrichtung
 angebracht hat! Warum nicht lieber ein Billard? In jeder Zelle be-
 findet sich also ein Arbeitstisch, eine Hängematte, ein Abtritt und eine
 Turnvorrichtung. Heilige Einfalt! Ein Beweis, daß die Menschen,
 die das gethan, sich unter Turnen und einsamer Haft zwei sehr har-
 monische Amüsements vorstellen und von Beiden gleichviel verstehen
 müssen. Es gehört wohl einiger Humor dazu, um, wenn man sich

einen so einsamen Turner denkt, zu lachen, statt zu weinen. Wahrscheinlich würden die Leute, die das erfunden haben, auf die Thür dieser Zellen statt: *Lasciate ogni speranza*, schreiben: Frisch, fromm, fröhlich und frei. Es wäre wenigstens eben so vernünftig.

VIII.

N o t i z e n.

Romanliteratur in Briefform. — Entblätterte Rosen. — Deutsche Leseanstalten. — Ueberwiegende Gründe. Unglaubliches aus Berlin.

— Es bleibt immer misslich, Roman oder Novelle in Briefform zu behandeln, da man bei dieser Darstellungsart nicht umhin kann, dem eigenthümlichen Character der referirenden Person Zugeständnisse zu machen, die leicht in Plauderei ausarten, und sich zu einem ernstesten, streng gegliederten Kunstganzem nicht wohl fügen wollen. Dieser Gefahr ist St. Nelly in seiner jüngsten Novelle „das Haus der Nichte“ (Leipzig bei Ad. Wienbrack 1845) nicht entgangen, was freilich auch um so schwieriger war, da eine auf Erziehungsgrundsätzen und Standsgefühl einherstehende alte Jungfer als Trägerin der Correspondenz auftritt. Man verlangt nun einmal in neuerer Zeit, daß in einer Novelle eine bestimmte Tendenz durchschlägt; eine solche haben wir auch hier. Die Erziehungsgrundsätze der *haute volée*, so häufig auf glänzende Oberflächlichkeit und matte Geistesstünche berechnet, werden denen einer bescheidenen bürgerlichen Familie, die nur für Häuslichkeit und prunklose Tugend lebt, gegenübergestellt und so entwickelt, daß letztere den Sieg davon tragen. Die Idee ist eben nicht neu; aber was weiter? Die Charaktere sind einfach in gute und schlechte getheilt und mit der strengsten „poetischen Gerechtigkeit“ durchgeführt, die guten werden vollständig glücklich, die schlechten vollständig unglücklich. *Voilà tout.* ...B.—

— Es ist dieses Jahr spät Frühling geworden, und der Mai war den Rosen nicht günstig. Sogar Heller's „Rosen“ sind mehrere Wochen hinter einander ausgeblieben, und nun hören wir, daß auch der Juni und Juli keine mehr bringen wird, und die Blätter sammt dem Stengel von dem treulosen Gärtner, von dem Verleger Leo, im Stiche gelassen werden. Es ist schöner, im Frühling, als im Herbst zu sterben, nur darf man dabei nicht die Erbschaft, d. h. die Abonnementsgelder, zur Ostermesse incassiren, wie es der erwähnte Verleger gethan. Wir würden diese Sache unerwähnt lassen, wenn nicht dabei ein persönlich unbefcholtenener Schriftsteller das Opfer würde. Herr Robert Heller war nur der Redacteur, keineswegs der Eigenthümer des Blattes. Durch das Verfahren seines Buchhändlers könnte aber leicht Mancher im Publicum ihn selbst für etwas verantwortlich machen, wobei er nicht theilhaftig ist. Wir können den Rosen keinen glänzenden Nekrolog schreiben; der Redacteur that, was man mit so gering-

gen Mitteln immerhin nur leisten konnte, und wenn auch das bedeutende und höhere Interesse dem Blatte fehlte, so muß ihm doch zur Ehre nachgesagt werden, daß nie etwas Ignobles, der literarischen Ehre Unwürdiges darin vorgekommen ist; vielmehr war in der Haltung desselben immer jener Ton der Anständigkeit, der, auch wo er Opposition macht, die Würde der Presse nie außer Acht läßt. Herr Heller, ein gern gelesener Romanschriftsteller und gewandter Feuilletonist, wird für seine Feder hoffentlich eine bessere Beschäftigung finden, als die unfruchtbare, die eine in ihren Formen überlebte Journalistik ihr theilweise aufzwang.

— Ein Reisender schreibt uns: „Von allen Leseanstalten, die ich bisher kennen lernte, ist das Museum in Leipzig am besten eingerichtet; es hat nicht nur die meisten Blätter und Broschüren, sondern auch am meisten Geselligkeit; es gibt da nicht bloß papierne Zeitungen, die an der Wand hängen, sondern auch lebendige, die mit der Cigarre im Munde auf und ab gehen; man braucht kein Blatt anzusehen und wird doch von allen Welt- und Stadtbegebenheiten unterrichtet, oft gründlicher als einem lieb ist. Dehler's Lesekabinet in Frankfurt a. M. ist ein dunkles Parterrekammerchen, dem Boudoir einer armen Grifette nicht unähnlich; für zwölf Kreuzer kann man sich dort einmal satt lesen, aber es bekommt einem, wie ein großes Diner, allein auf der einsamen Stube genossen. Das Schlafen ist nicht verboten, und ich sah zwei Herren, die täglich von dieser Freiheit unmaßigen Gebrauch machten; sie saßen auf ihren Rohrstühlen einander gegenüber mit gesenkten Häuptern, ein warnendes Beispiel für den Eintretenden; wie zwei Sphinxen vor dem Tempel der Politik, oder wie zwei Rathsherren, die über das Wohl des Staats nachdenken. In den meisten Städten, wie in Jena, Heidelberg, Mainz, Mannheim u. s. w. sind die Leseanstalten befestigt, d. h. in geschlossenen Gesellschaften angebracht; an den öffentlichen Orten liegen fast nur Local- und Provinzialblätter aus. Von diesen findet man freilich einen schrecklichen Wust. Das große Publicum verachtet durchaus nicht „die flache Tagespresse;“ umgekehrt, je flacher, desto besser mundet sie ihm. Der Philister auf dem Lande und in kleinen Städten will eben so gut seinen täglichen Klatsch wie der Großstädter. Wie das liebe Vieh den Salat von dem Felde frist, ohne nach Essig und Del zu fragen, so verschlingt unser Volk allen möglichen Kohl, gleichviel ob grün oder gelb, frisch oder faul. — In einer Stadt, nicht weit von Leipzig, fand ich im Café das vorjährige Septemberheft eines Leipziger Literaturblattes, in welchem ich selbst ein neu erschienenes gutes Buch mit großer Eile empfohlen hatte. Diese Literaturblätter müssen demnach von ungeheurer Wirkung auf das Volk sein! — In Weimar ging ich auf's Geradewohl nach dem Museum und klopfte an. — Sie sind ein Fremder? Treten Sie ein; Sie haben bloß Ihren Namen gefälligst in das Fremdenbuch zu schreiben. — Solche

Zuvorkommenheit erinnert an die Gastfreundschaft in culturunbeleckten Ländern und sie würde gewiß aufhören, wenn Weimar so mit Fremden gesegnet wäre, wie Berlin oder Leipzig. Uebrigens herrschte in diesem Museum ein Anstand, wie in einer Hofkapelle. Die lautlose Stille, die über Städtchen und Ländchen Weimar lag, contrastirte seltsam mit dem deutschuneinigen Lärm, dem theologischen Fischen und Pfeifen, dem philosophischen Säusen und Brausen, dem polizeilichen Bellen und Brüllen in dem löschpapiernen Deutschland; mir war, als hätte ich plötzlich den Kopf unter ein Duzend Mühlräder gesteckt. — Im Ganzen lob ich mir die wirthshäusliche Gastlichkeit des Leipziger Museums, wo sich der Fremde für sein Geld selber einführt, dann aber auch ungenirt rauchen, plaudern, lesen und schlafen kann.“

— Man hat jetzt die „überwiegenden Gründe“ gefunden, durch welche Isstein's und Hecker's Ausweisung aus den preussischen Staaten erklärt werden soll. Die beiden Deputirten kamen zu einer sehr bedenklichen Zeitperiode nach Berlin, und die Constellation am preussischen Firmament ließ das Schlimmste erwarten. So verlegend die Maafregel für die beiden würdigen Männer und ihre Paar Tausend Freunde sein mußte; doch war es besser so, als wenn der Frieden Deutschlands durch einen tollen Streich, vielleicht auf Jahre lang, gestört worden wäre. Hoffmann von Fallersleben stand mit einem Fähnlein neuer Gedichte in Dranienburg, jeden Augenblick bereit, um Berlin, welches ihm die Thore verschloß, durch List oder Gewalt einzunehmen; von der andern Seite war der fidele und ritterliche Moritz von Reichenbach bereits in der Hauptstadt eingerückt und hatte, wie man von loyalen Marqueuren erfuhr, zwei Batterien Champagner auffahren lassen. Edgar Bauer war im Besiz der — Hausvoigtei, und Glasbrenner begann ein satyrisches Gedicht zu schreiben. In Königsberg waren die Bürgerversammlungen aufgehoben, und der Berliner Corso hatte sich permanent erklärt. Ronge und Gzerski standen in Schlesien auf, an der Spree „schwuren Dreihundert auf den Knien,“ — nicht mehr den Hut abzunehmen. Wie leicht hätte es da zu einem gefährlichen — Toast kommen können!

— Indem wir unser Heft unter die Presse bringen, kommt uns eine Nachricht aus Berlin zu, die uns unglaublich scheint, und die wir nur deshalb hier erwähnen, weil wir sie in dem Briefe einer bedeutsamen Person lesen. Man schreibt nämlich, daß sämmtliche Schriftsteller, die nicht in Berlin Heimathsrechte haben, von dort verwiesen werden sollen. Wir wiederholen es, wir können dem Gerüchte keinen Glauben beimessen; aber die Geschichte mit Isstein und Hecker hat uns alle confus gemacht, und man weiß nicht mehr, was man glauben und was man nicht glauben soll.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.